

Nr. 22. Bromberg, den 30. Januar 1926.

Der Globus-Apotheker.

Ein humoristischer Reiseroman von Heinz Welten.

(27. Fortsetzung.) ——

Im Hotel wartete Minchen Enkelmann mit Ungeduld auf die Heimkehrenden. Sie hatte die Kopfschmerzen vorgeschützt, um die Reiseordnung selbst abschreiben zu können. Jetzt lag auf jedem Platz ein sauber abgeschriebenes Exemplar. Sie war stolz auf ihr Werk. Im Stil und in Orthographie hatte es immer gehapert. Aber im Schreiben hatte sie stets „sehr gut" bekommen.

Dr. Heinicke hielt seinen Bogen in der Hand und las ihn aufmerksam durch. Es war eine Musterarbeit. Nicht ein J-Pünktchen fehlte. Und geschrieben war es, wie gestochen. So schrieb ein Schüler, der seinem Lehrer eine Freude machen wollte.

„Ich danken Ihnen, Fräulein Minchen, ich danke Ihnen herzlich. Das war sehr lieb von Ihnen. Ich werde es mir merken. Aber haben Sie kein Exemplar für sich behalten?"

Minchen Enkelmann strahlte! „Fräulein Minchen," hatte er gesagt! Und jetzt kam erst der Haupttrumpf. „Für mich brauche ich keine Ordnung. Ich habe sie auswendig gelernt. Soll ich sie hersagen? § 1: Allgemeine Bestimmungen, § 2: Pflichten gegen den Fahrtleiter, § 3: Konferenzen über Änderungen, § 4: Entscheidung bei Unstimmigkeiten, § 5: Diversa. Sie können mich fragen, was Sie wollen. Ich kann jeden Paragraphen."

Dr. Heinicke sah sie an, tiefe Trauer im Blick. „Ich danke Ihnen nochmals. Ja, wenn alle wären, wie Sie, dann brauchte es überhaupt keiner besonderen Ordnung."

Seufzend legte er seinen Bogen hin. Wo hatte er seine Augen gehabt? Minchen Enkelmann wäre die Rechte für ihn gewesen. Mit ihr hätte er keine Überraschungen erlebt. Sie blieb sich immer gleich, folgsam und gehorsam, immer bestrebt, ihn zu erfreuen. Der anderen aber hatte er seine Hand angetragen!

Wenn sie ihn beim Wort nehmen würde? Er schaute zu ihr hinüber. Sie blickte auf ihren Teller; aber sie aß nicht. Gewiß dachte sie jetzt an ihn, überlegte, wie sie es einrichten könnte, um noch heute mit ihm ins Reine zu kommen. Daß er heute Morgen nicht mit ihr, sondern mit dem Apotheker und seiner Tante gegangen, war eine große Enttäuschung für sie gewesen. Aber heute nachmittag würde sie versuchen, ihn zu stellen. Sie waren nicht mehr auf dem Schiff, wo immer Menschen um sie herum waren. Und mit dem Apotheker konnte er auch nicht immer gehen. Wenn sie ihn auffordern würde, sie heute nachmittag auf einem Spaziergang zu begleiten, wie sollte er dann ausweichen?

Er nahm sein Taschentuch und wischte sich die Stirn. Ihm war plötzlich sehr heiß geworden.

„Was machen wir heute nachmittag?" sagte Frau Enkelmann. „Gehen wir wieder ein Stück spazieren? Heute morgen ist es doch sehr interessant gewesen."

„Heute nachmittag würde ich auch mitkommen", sagte Minchen Enkelmann.

„Nein, heute nachmittag machen wir es wie gestern" sagte Dr. Heinicke. „Jeder ist frei und darf tun, was er will. Sie haben gewiß alle noch etwas anderes zu besorgen. Auch sind die Reitkisten noch nicht gepackt und morgen früh wollen wir zeitig aufbrechen. Um acht Uhr spätestens. Ich muß noch einmal zu den Führern gehen und den Proviant durchprüfen. Nachher gehe ich nach der Schulwarte. Sie liegt oberhalb des Hafens. Man hat von ihr aus einen schönen Blick."

Frau Enkelmann unterhielt sich halblaut mit Minchen. Sie mußten heute nachmittag noch zu einem Schneider gehen und sich ihre Lodenröcke schlitzen lassen, damit sie im Herrensattel reiten konnten.

Die dicke Wirtin stand hinter Dietrich Overweg und reichte ihm zum zweitenmal die Schüssel. Sonst begnügte sie sich damit, den beiden Mädchen bei Tisch Anweisungen zu geben. Den Apotheker aber bediente sie persönlich. Er war doch der Schönste von allen.

Overweg lehnte dankend ab. Er war kein Freund von Süßigkeiten. Nur aus Höflichkeit hatte er vorhin ein kleines Stück von der Omelette genommen und war froh gewesen, als er es aufgegessen hatte. Aber die Wirtin ließ seine Weigerung nicht gelten, sondern legte ihm die ganze Omelette, die noch auf der Schüssel lag, auf den Teller. Groß genug war er. Aber nun sollte er auch dick werden, groß und dick wie sie. Dann konnten sie gut zusammen passen.

Elterlein saß mit Dr. Marsson im Café Upsalir. Hedda hatte ihn gebeten, sich des Doktors anzunehmen. Er sollte ihn begleiten, mit ihm plaudern, ihm seine Gesellschaft aufzwingen, selbst auf die Gefahr hin, lästig zu werden. Die Hauptsache blieb, daß er ihn ablenkte, ihn auf andere Gedanken brachte.

Es war ihr nicht leicht geworden, Elterlein diesen Vorschlag zu machen. Denn viele Reittage lagen vor ihnen, an denen sie nicht eine Stunde allein sein würden. Wie gern wäre sie heut noch einmal mit ihm am Strand spazieren gegangen, Hand in Hand, wie sie gestern gegangen waren. Oder sie wären hinüber gerudert zu den Inseln, auf denen die Eider und die Seeschwalben nisten. Dort hätten sie sich auf eine Klippe gesetzt und sie hätte sich von ihm erzählen lassen. Sie wußte ja noch so wenig von ihm. Nur daß er klug und gut war, so gut, daß sie ihr Geschick ruhig in seine Hände legen konnte. Und daß sie ihn lieben mußte um seiner großen Liebe willen, die aus dem Leide geboren war.

Doch wenn er nicht mit ihr kommen konnte, war es am besten, wenn sie allein blieb, allein mit ihren Gedanken, die so froh und schön waren, daß sie es schon einmal in ihrer Gesellschaft aushalten konnte.

Sie wanderte zum Leuchtturm hinaus. Sie hatte ihre Reitkiste gepackt und war zum Strand hinunter gegangen, wo sie den Kindern eine Zeitlang beim Angeln zuschaute. Dann schlug sie den Weg zum Leuchtturm ein. Dort war es am allerschönsten. Und ganz allein würde sie sein. Heut kam niemand mehr hin. Dort konnte sie sitzen und ihren Gedanken nachhängen. Niemand würde sie stören. Frau Enkelmann und Minchen waren zum Schneider gegangen und der Apotheker machte keine einsamen Spaziergänge. Der lief nur im Rudel mit. Auch der Oberlehrer würde sie am Leuchtturm nicht treffen können, da er zur Schulwarte wollte. Die Schulwarte lag in der entgegengesetzten Richtnung, wie ein kleiner Junge ihr am Hafen erklärt hatte. Auch dieser Umstand hatte sie mitbestimmt, den Weg zum Leuchtturm einzuschlagen. Denn sie wollte mit dem Lehrer nicht allein zusammen treffen. Sie fürchtete eine Aussprache und ging ihr aus dem Wege, so gut sie konnte. Sie wußte, daß sie ihm gegenüber schuldig geworden war und diese Schuld drückte sie. Ein Mann macht einem Mädchen keine Liebeserklärung, wenn er nicht glaubt

aus ihrem Benehmen schließen zu dürfen, daß sie seinen Antrag annehmen wird. Wie ein koketter Backfisch hatte sie mit dem Lehrer ihr Spiel getrieben und sie hatte das Spiel auch nicht eingestellt, als sie bereits sah, zu welchem Ende es führen mußte. Sie hatte es sich so leicht vorgestellt, seine Bewerbungen abzulehnen. Sie brauchte ja nur auf seinen Ton einzugehen. Er war so sehr von seinem eigenen Wert durchdrungen, daß er ihr ohne weiteres glauben würde, wenn sie als Grund ihrer Weigerung anführte, daß sie seiner noch nicht würdig sei. Ein Mann von solch hervorragender Begabung wie er, dürfe kein Mädchen heiraten, das im Abiturientenexamen durchgefallen sei. Sie müsse erst ihr Examen noch einmal machen, müsse studieren und selbst den Doktorgrad erwerben. Erst dann dürfe sie wagen, den Kopf zu ihm zu erheben.

Sie hatte sich die ganze Unterredung sehr lustig gedacht. Aber das Furchtbare, das sie heute morgen von Dr. Marsson hatte mit anhören müssen, nahm ihr den Mut zu solchen Scherzen. Auch ziemten sie sich jetzt nicht mehr für sie. Sollte sie die Liebeserklärung eines anderen Mannes anhören, sie, die sich gestern verlobt hatte? Mußte sie ihm nicht sofort erwidern, daß ihre Hand nicht mehr frei sei, daß sie die Braut des Georg Elterlein war?

Braut des Georg Elterlein! Das Wort trieb ihr das Blut in die Wangen und ließ ihr Herz schneller schlagen. Gestern morgen hatte sie noch mit keinem Gedanken an eine Verbindung mit ihm gedacht und heute schon fühlte sie, daß sie nicht mehr ohne ihn sein konnte. War dies die Liebe, die große, alles durchwühlende, alles aufpeitschende Liebe, von der die Dichter singen? In ihre Augen trat ein feuchter Glanz. Nein, so war ihre Liebe nicht; keine lodernde Flamme, deren Gluten über den Menschen zusammenschlagen. Ein stilles, friedliches Herdfeuer nur, vor dem zwei Menschen sitzen, die keinem anderen Gedanken leben, als dem einen: einander alles Glück zu spenden, das Menschenhände zu geben vermögen.

Jetzt stand sie am Leuchtturm, schaute hinauf, zögerte. Sollte sie noch einmal hinaufsteigen? Dort oben in dem kleinen Türmerstübchen hatte sie sich gestern verlobt. Ob sie das Stübchen noch einmal in ihrem Leben sehen würde? Eine Reise nach Island macht man nicht oft. Wenn sie ihre Hochzeitsreise hierher machen würden?

„God Dag, Fröken."

Der Türmer trat aus der Tür, schritt grüßend an ihr vorüber, stadtwärts. Hatte er sie erkannt? Warum blieb er nicht stehen, plauderte mit ihr? Gestern waren sie doch gute Freunde geworden. Sie schaute ihm nach, wie er mit seinem Holzbein die langgestreckte, schmale Landzunge entlang humpelte. Nachts oder bei Sturmwetter mochte der Weg nicht ungefährlich sein. Steil fiel er nach beiden Seiten zum Meere ab; ein Fehltritt, ein heftiger Windstoß konnten genügen, um einen Menschen hier hinabzustürzen.

Jetzt bog er um einen Felsen herum und entschwand ihren Blicken. Doch schon trat ein anderer Wanderer in ihr Gesichtsfeld, der, langsam gegen den Wind ankämpfend, näher kam. Sie blickte aufmerksam hin und biß sich auf die Lippen. Jetzt hatte sie ihn erkannt.

Auch der Oberlehrer hatte sie im nämlichen Augenblicke gesichtet und war stehen geblieben. Dieses Zusammentreffen war fatal. Sollte er noch umkehren? Aber sie mußte ihn schon gesehen haben. Wenn er umkehrte, sah es aus, als ob er Furcht vor ihr hätte. Dazu lag kein Grund vor. Warum sollte er sich vor ihr fürchten? Er konnte über harmlose Dinge mit ihr plaudern und darauf achten, daß sie das Gespräch nicht auf andere, weniger harmlose hinüberspielte. Das war alles.

„Guten Abend, Fräulein Vulpius! Sie haben sich ein schönes Plätzchen ausgesucht. Nur ein bißchen windig ist es. Sind Sie schon lange hier?"

Er hatte seinen Hut gezogen, stand vor ihr und lachte sie vergnügt an.

Die Hauptsache blieb, das Gespräch bei harmlosen, unverfänglichen Gegenständen festzuhalten.

Sie ging auf seinen Ton ein. „Ja. Ich bin schon eine ganze Weile hier. Ich schaue den Möven zu. Dort drüben unter der Klippe brütet eine. Sehen Sie. Dort ist das Nest. Ist es eine Silbermöve?"

Sie zeigte mit dem ausgestreckten Finger hinüber. Wenn es ihr wieder glückte, ihn in das naturwissenschaftliche Fahrwasser zu lenken wie damals, als er ihr das Meerleuchten erklärte, war alles gewonnen. Da kam er sobald nicht wieder frei.

Aber Dr. Heinicke war auf seiner Hut, ließ sich nicht einfangen. „Ich kenne die Art nicht; ich bin kein Ornitologe."

Er sagte es ziemlich barsch. Auf diese Weise würde sie ihn nicht fangen. Er wußte, wie es weiter gehen würde. Erst sprach sie vom Vogelnest und dann vom eigenen Nestchen. Alle Frauen sind einander gleich. Wenn man ein wenig acht gibt, durchschaut man ihre Taktik sehr bald.

Zwei, drei Minuten verstrichen, in denen Hedda vergebens ihren Kopf nach einem Gesprächstoff zermarterte. Jeder Augenblick konnte seine Erklärung bringen.

Ein Segel tauchte am Horizont auf. Schnell griff sie nach dem neuen, dankbaren Thema. Jetzt konnte er sich nicht auf das ihm fremde Wissensgebiet ausreden. „Sehen Sie doch! Ein Segelschiff. Wie wunderhübsch das aussieht! Wie die Segel sich im Winde blähen! Wo es wohl hinfahren mag?"

Er lachte in sich hinein. Wie schlau sie war! Jetzt wollte sie von dem Segelschiff sprechen, da draußen auf der Reede. Dann würde sie auf ihr eigenes Lebensschifflein zu sprechen kommen, das er in den stillen Hafen der Ehe steuern sollte.

„Das Schiff hat wohl keinen bestimmten Kurs; es ist anscheinend nur ein größeres Fischerboot, das Netze legt. Alle Fischerboote liegen abends draußen, um zu fischen und gegen Morgen kehren sie heim und weiden gleich am Strand ihren Fang aus. Darum stinkt auch die ganze Stadt so scheußlich nach den verwesenden Fischabfällen."

Er atmete auf, machte ein sehr zufriedenes Gesicht! Jetzt sollte sie einmal versuchen, ob sie vom Fischgestank die Unterhaltung auf Liebe und Ehe bringen konnte.

Hedda hatte sich auf einen vorspringenden Stein gesetzt und stützte den Kopf in die Hand. So saß sie gern und schaute auf das glitzernde Wasser, aus dem von Zeit zu Zeit ein Fisch aufschnellte.

„Es ist wahr. Der Fischgeruch ist nicht angenehm. Rosen riechen besser. Ob die alte Frau auf den Westmännerinseln sich gestern über meine Rosen gefreut hat?"

Dr. Heinicke wurde ruhiger. Auch von den Westmännerinseln führte kein direkter Weg in seine Herzkammer. Er konnte unbesorgt das Gespräch weiter führen.

„Nein. Darüber wird sie sich schwerlich gefreut haben. Die Menschen haben hier einen anderen Geschmack und lieben Blumen durchaus nicht. Das ist ja erklärlich. Sie leben nur von Fischen, riechen nur Fische, trinken morgens und abends Kaffee und essen getrocknete Fische dazu. Unter solchen Verhältnissen entwickelt sich der Geschmack anders als bei uns. Die Isländer lieben keine Blumen; sie kennen sie gar nicht."

„Ich habe aber hinter ihren Fenstern Blumen gesehen."

Seine Stirn zog sich in Falten! Widerspruch während des Unterrichts? Etwas besser wissen wollen als der Lehrer? Doch die Stirn glättete sich sofort wieder. Mochte diese kluge Dame tun, was sie wollte. Ihn berührte das nicht mehr. Sie war längst nicht mehr Primus, saß vielmehr auf der untersten Bank. Mit Schülern auf den letzten Plätzen hatte er keine innere Gemeinschaft. Sie wurden nur auf den Schülerlisten mitgeführt und gelegentlich einmal gefragt. Aber was aus ihnen wurde, war für den Lehrer ohne Interesse.

„Daß die Isländer Blumen hinter ihren Fenstern haben, beweist natürlich gar nichts gegen meine Behauptung. Die Menschen halten hier Blumen, weil sie selten sind, so wie man bei uns in Terrarien Schlangen und Frösche züchtet. Oder wollen Sie vielleicht behaupten, daß die Leute bei uns Schlangen lieben? Es ist schon so, wie ich sagte. Die Menschen haben hier einen ganz anderen Geschmack. Sie essen auch keine Süßigkeiten und vor Obst haben sie einen direkten Widerwillen."

Hedda machte große Augen: „Sie lieben kein Obst? Wie kann ein Mensch Obst nicht gern essen? Ich esse Obst lieber als alles andere."

Sie war aufgestanden und klopfte sich den Staub vom Rock. Er schaute ihr zu, ohne ihr zu helfen. Sie war kein Primus mehr.

„Sie sehen, daß man auch ohne Obst leben kann, sogar ohne Obst leben will. Ein Isländer bekommt geradezu einen Brechreiz, wenn er eine Birne nur riecht und ein Apfel — — —"

Er hielt plötzlich inne. Apfel! Wo hatte er seine Gedanken gehabt? Der Apfel, den die Isländer nicht mögen — der Apfel, den Eva dem Adam reichte.

Die verbotene Frucht der Erkenntnis. Wahrhaftig, es war nicht schwer, von den unwirklichen isländischen Apfeln zu dem sehr wirklichen Apfel zu kommen, in den er beißen sollte. Er zog seine Uhr. „Es ist sieben Uhr vorüber. Wir tun gut, heimzukehren."

Er war froh, die gefährliche Klippe glücklich umschifft zu haben. Es war leichter gewesen, als er geglaubt hatte. Aber gut aufpassen hatte er doch müssen.

Als sie in die Hafnastraeti einbogen, kamen ihnen Frau Enkelmann und Minchen entgegen, jede mit einem großen Paket im Arme. Sie hatten den ganzen Nachmittag beim Schneider sitzen müssen, damit sie ihre Sachen noch rechtzeitig erhielten. Die Schneider von Reykjavik haben nicht viel zu tun. Denn die Isländerinnen tragen zumeist selbst-

gefertigte Kleider. Doch zu dem Wenigen, das sie tun müssen, lassen sie sich Zeit.

Nach dem Nachtessen gingen Hedda, Dr. Marsson und Elterlein an den Strand, um ein Boot aufzutreiben und noch ein Stückchen zu rudern. Das Meer lag still und friedlich. Dr. Marsson hatte beim Abendessen den Vorschlag gemacht, war jedoch von allen Seiten abschlägig beschieden worden. Der Oberlehrer hielt es für richtiger, daß man sich nach dem Essen bald hinlegen möge; denn am nächsten Morgen müsse man früh aufstehen. Overweg und seine Damen waren der gleichen Ansicht gewesen.

Hedda war mit den beiden Herren allein zum Strand gegangen, wo sie ein Boot mieteten. Doch als Hedda am Steuer Platz genommen hatte und Elterlein die Ruder in die Gabel legte, sagte Dr. Marsson, als er einsteigen wollte, daß er es sich eben anders überlegt habe. Gerade wäre ihm eingefallen, daß heute abend der Klavierspieler aus Dresden im Hotel Reykjavik sein Konzert gebe und daß er schon ein Billett in der Tasche trug. „Nehmen Sie es mir bitte nicht übel, wenn ich nicht mitrudere. Aber ich will lieber in das Konzert gehen. Ich hoffe, daß Sie sich auch ohne mich recht gut unterhalten."

Noch bevor Hedda antworten konnte, gab er dem Boot einen Stoß, daß es schnell davon schoß und Elterlein eiligst zu den Rudern greifen mußte. Dabei lachte er, lachte so herzlich, wie Hedda niemals geglaubt hatte, daß er lachen könnte. Jetzt verstand sie ihn und drohte vergnügt mit dem Finger. Dann setzte sie sich neben Elterlein und griff nach seiner Hand, die die Ruder nicht loslassen durfte. Daß der Doktor so guter Laune war, daß er heute ganz gewiß nicht mehr an die gelben Häuser denken würde, war das Werk ihres Georg.

(Fortsetzung folgt.)

Im Spielsaal.

Von Elsa Maria Bud.

(Nachdruck verboten.)

Bis jetzt waren Italiens Spielsäle eine heimliche Angelegenheit, in denen nach einem alten Witz unheimlich gespielt wurde. In Rapallo wurden wir mit dem Eintrittsbillett erst Mitglieder einer solchen geheimen Korporation, trugen unsere Namen ein und waren sodann in die eleganten, in einem Kellergeschoß belegenen Räume, die Spielsäle, aufgenommen.

Eine Sache en miniature gegen Monte Carlo; die Summen dagegen, die da roulierten, durchaus nicht Miniatur. Wir machten die Bemerkung, daß man auch an kleinen Tischen große Summen verlieren könne. Die Eleganz des — wie überall an der Riviera englisch-deutsch-französisch gemischten Publikums — sehr groß. Einige auffallende Italienerinnen darunter, deren gesellschaftliche Stellung weniger sicher war — aber sie gehörten ins Bild dieser Räume. Die Luft hatte schon in früher Abendstunde etwas Kochendes, trotz des lauen Tages war noch geheizt. Menschenüberfüllt, mit tausend Parfüms geschwängert, vom Schwarzweiß der Herrenkleidung in Farben beruhigt, wenn in einer Ecke allzu viel brennende Brokattoiletten zusammenstießen — als Ganzes ein unvergleichliches Bild. Die Frauen, mit Perlenketten auf nackten Hälsen, saßen schon reihenweise an den Tischen und spielten; die Herren suchten noch vielfach nach Chancen, beobachteten, ehe sie sich festbissen. Die Kugel huschte durch das rollende Rund; eilig und leise legten die Spieler ihre Opfer an Fortuna auf die 36 Zahlenfelder, an die Kreuzungspunkte von vier Zahlen, auf Pair und Impair, Rouge und Noir nieder. Zuerst ein sinnverwirrendes Bild, das wir langsam herausfanden, daß da ein jeder sein geheimes Systemchen mitbringt, immer nur Zahlen einer bestimmten Gattung mit seinem Vertrauen bedenkt.

Wir sahen den Mumierich mit seiner Mumie, die achtzigjährigen Runzelwangen fiebernd vom Spiel; ab und zu tupfte eine Hand mit Siegelring leise die nackte, beperlte Kopfhaut ab. Madame trug erbsengroße Perlen bis zum Schoß; ihr dürres Greisinnenfigürchen war von rosa Damast umspannt; die Wadenstöckchen, weit hinauf sichtbar, in weißen Seidenstrümpfen, die Füßchen in phantastischen Schuhen. Sie saßen jeden Abend am Tische und kosteten auf der Lebensneige den überhitzten Atem dieser Nachtstunden aus. Die greise Frau hatte junggebliebene, übergroße Blauaugen, die immer etwas Verwundertes annahmen, wenn ihre Spielmarken vom Croupier weggeharkt wurden.

Gleichmut im Gewinnen wie im Verlieren zur Schau zu tragen, dies verstand sich von selbst; nur den Augen war kein Gebot gegeben, und dort ließ sich lesen —. Frauen, geschminkt wie Clowns (auch deutsche Frauen zeigten sich der Schminkseuche verfallen), mit blutenden Lippen, schwarzen Brauen und bläulichen Augenschatten, mit blinkenden Nägeln, die einem chinesischen Würdenträger Ehre gemacht hätten, sie konnten das gierige Glitzern der Augen nicht verbergen. Harmloser spielten die Italiener, alles an ihnen gestand offener den Zweck ein, Geld zu gewinnen.

Wir sahen einem jungen Manne zu, wie er die Zahlen des Tisches mit den hohen Einsätzen bepflasterte und gewann, gewann, gewann. Ein anderer steckte ihm nur die Münzen zu; sie spielten im Konsortium. Wir sahen etwa 10 000 Lire im Laufe einer halben Stunde in seine Tasche wandern; dann stand er auf und reckte sich lachend.

Damen, von pommerschen Gütern vermutlich, blond und reizlos, doch herrlich gewachsen, schoben sich neben ihren Männern von Tisch zu Tisch und naschten am Spiel. Sie standen an Juwelen den Jüdinnen nicht nach, die hier im Typus der Italienerin oder Französin aufgingen. Männer undefinierbarer Herkunft klebten stundenlang am Sitz, mit völlig übernächtigten Gesichtern und jenem Flackerblick, den die Wurzellosen haben. Wir spielten auch an jenem Abend; das heißt, wir zupften die Glücksgöttin ein wenig am Rocksaum, sie möge noch etwas auf Rouge stehen bleiben, das sie an einem der Tische so hartnäckig begünstigte.

Fortuna gaukelte an jener „table rouge" immer über dem roten Felde. Ich stand lange hinter zwei jungen Damen am Tische, die auf eine französische Anrede „Was?" antworteten und bald berlinerischen Tonfall verrieten. Rouge hatte wieder gewonnen, die beiden hatten ihr Plus eingesackt. 40 Lire blieben liegen, von irgendwem vergessen. Wieder gewann Rot; aus den vergessenen Lire wurden 80. Ich sagte den Damen: „Reichen Sie die Marken dem Croupier herüber; sie gehören niemand auf dieser Seite."

Sie lachten; die eine sagte: „Wollen sie mal noch liegen lassen, was draus wird."

Rouge rollte wieder; 160 Lire, und wieder, 320 Lire. Jetzt fiel der Münzenberg schon auf.

„Mesdames et messieurs, faites vot'jeu —" Noch ein paar eilige Nachzügler, denen immer eine Erleuchtung kommt, wenn die Kugel schon im Kreise tanzt. Und wieder schlug sie ins rote Feld — nun stapelten sich 640 herrenlose Lire.

Da sagte ein deutscher Herr neben mir zu jener jungen Frau aus Berlin: „Nehmen Sie das Geld. Es ist Ihres!"

„Meins?" sagte sie hochrot, ungläubig der Stimme.

„Ja, ja nehmen Sie es nur!"

Da griff sie zu und sackte ein und meinte gönnerhaft: „Na, es kann ja auch wirklich sein."

Rot aber blieb weiterhin Sieger; Fortuna mußte sich wohl darauf gesetzt haben, und mit ihrem Wankelmut zu rechnen, war verkehrt.

Die Türme der Stadt meldeten Mitternacht, als wir heimgingen; die herrliche Bucht glitzerte feucht und verspann sogleich in reinere Träume als jene vom roten Glück.

Das Kartenspiel.

Von Walter Handorf.

Dem Ursprung des Kartenspiels hat bereits eine Reihe namhafter Kulturhistoriker nachgeforscht. Das ist auch erklärlich, da das Spiel mit den 52 bzw. 32 Karten zu den auf der ganzen Welt am meisten verbreiteten gehört. Als Gegenstand des Vergnügens, der Leidenschaft, als Erzeugnis des Kunstgewerbes, als Handels- und Steuerobjekt spielt es im Leben der Menschen eine Rolle. Aus welchem Lande stammt es und seit wann besteht es? Recht verschiedene Antworten werden auf diese Fragen gegeben.

Zunächst wird Deutschland als Geburtsland des Kartenspiels genannt. Einem im Jahre 1472 erschienenen Handbuch „Das Gulden Spiel" zufolge datiert es aus der Zeit um 1300. Als älteste Form des Spieles käme das „Lansquenet" in Frage, dessen Name eine französische Verballhornung des deutschen Wortes Landsknecht ist. Es wird also ursprünglich ein Soldatenspiel gewesen sein. — Eine Reihe von französischen Autoren ist geneigt, Frankreich für das Ursprungsland zu halten. Dem Bestreben, den geisteskranken König Karl VI. in seinen wenigen lichten Momenten zu unterhalten, würden wir nach dieser Annahme das Kartenspiel verdanken. Da jedoch feststeht daß die Geisteskrankheit jenes Königs im Jahre 1392 auftrat und bereits in demselben Jahre, erhalten gebliebenen Rechnungen zufolge, Kartenspiele zu mehreren zugleich bestellt und geliefert wurden, kann man ruhig annehmen, daß sie älteren Datums sind. — Nach spanischer Auffassung ist der Name „Naipes", den die Spanier dem Kartenspiel gaben, aus den Buchstaben N und P, den Initialen des angeblichen Erfinders, entstanden. Der Name dieses Mannes lautet, einer französischen Quelle zufolge, Nicolao Pepin. Doch ist die Annahme, daß

das Kartenspiel aus Spanien stamme, bei näherer Untersuchung nicht stichhaltig. — Auch England bewirbt sich um die Ehre der Erfindung. Man verweist auf den Beschluß der Synode von Worcester vom Jahre 1240, wobei das Spielen des „jeu du roi et de la reine" verboten wurde. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß dieses „Spiel von König und Königin" unser Kartenspiel ist. Vielleicht ist das Schachspiel gemeint; möglicherweise handelt es sich aber um ein uns heute unbekanntes Spiel. — Außerhalb Europas sucht man den Ursprung des Spieles in Ägypten, wo in der Tat ein Kartenspiel mit 78 Karten von jeher heimisch ist. Oder man läßt die Karten via Arabien aus Indien kommen und weist auf die Ähnlichkeit mit dem Schachspiel hin. Auch der Umstand, daß man „die Karten legen" kann, kann auf morgenländischen Ursprung hindeuten.

Wie die Lösung der Frage nach der Herkunft des Spieles stößt auch die Deutung der Figuren und Farben auf Schwierigkeiten. Die Anhänger des deutschen Ursprungs geben die folgende Auslegung: Zu jeder Farbe (die vier Farben sind: Rot, Schellen, Eichel, Grün) gehört ein König, ein Offizier und ein Unteroffizier. Der Offizier heißt „Ober", der Unteroffizier „Unter". Später haben die Franzosen aus dem Ober eine Dame und aus dem Unter einen Valet (Bauern) gemacht. — Der französischen Version zufolge, die das Kartenspiel Karl VII. zuschreibt, stellen die vier Könige dar: David, Alexander, Cäsar und Karl den Großen; die Bauern: Ogier und Lancelot, zwei Ritter Karls des Großen, ferner Lahire und Hektor, zwei Heerführer aus der Zeit Karls VII. im Kriege gegen die Engländer. Die Damen sind: Argine, ein Anagramm von Regina, d. h. der Königin Maria von Anjou, Rachel (Agnes Sorel), Pallas (die Jungfrau von Orleans) und Judith (Gemahlin Ludwigs des Sanftmütigen). Später wurde König David mit Karl VII. identifiziert.

Mehr als einmal hat man versucht, die alten Figuren durch neue zu ersetzen. Während der französischen Revolution wurde aus dem König der Genius, aus der Dame die Freiheit, aus dem Bauern die Gleichheit. So hatte man in der Herzfarbe: den Genius des Krieges, der Glaubensfreiheit, der Gleichheit der Pflicht; in der Pikfarbe: den Genius der Kunst, der Pressefreiheit, der Gleichheit des Ranges; in Kreuz: Genius des Friedens, der Ehefreiheit, der Gleichheit vor Gericht; endlich in Karro: den Genius des Handels, der Berufsfreiheit und der Rassengleichheit. Doch ebensowenig wie spätere Umarbeitungen haben sich diese Karten behaupten können. Die alten Figuren sind stets im Schwung geblieben. Seit dem Kriege haben von Österreich her, wo sie stets Heimatrecht besaßen, die eigentlichen deutschen Spielkarten (Rot, Schellen, Eichel, Grün) auch im Reich wieder mehr Eingang gefunden, auf Kosten der Verbreitung der französischen Karten (Herz, Pique, Kreuz und Carreaux), die uns als Zeugnis jahrhundertelanger kultureller Überfremdung bis auf den heutigen Tag geblieben sind.

Im Stahlzylinder auf dem Meeresgrund.

Die viel besprochenen Ergebnisse der amerikanischen Forschungsexpedition, die unter Leitung von Dr. Hartmann im Golf von Neapel neuartige Tiefseeforschungen ausführt, beschränken sich nicht auf die archäologischen Feststellungen des versunkenen Paleopolis, sie haben auch bedeutsame wissenschaftliche Aufschlüsse zu der Frage der Durchdringungskraft der Sonnenstrahlen in verschiedenen Meerestiefen geliefert. Die Untersuchungen werden vermittels eines außerordentlich empfindlichen Meßinstruments, des sogenannten Spektrographen, ausgeführt, der das Licht in seinen verschiedenen Farbenskalen zeigt. Die Linse des Apparates ist an der Spitze eines von Dr. Hartmann für diese Zwecke konstruierten Stahlzylinders angebracht, der der Aufnahme des Beobachters dient. Wenn dieser in dem Stahlzylinder Platz genommen und sein Gesicht mit der der Atmung dienenden Sauerstoffmaske bedeckt hat, wobei die Augen an der Linse liegen, so wird der Zylinder luft- und wasserdicht mit einem Deckel über dem Beobachter verschlossen, so daß bei einem Unfall der Zylinder zum eisernen Sarg für den Beobachter wird. Dann wird der Zylinder mit dem Mann von Bord des beobachtenden Schiffes in die Tiefe gelassen.

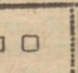
Über den interessanten Versuch werden in italienischen Blättern Schilderungen veröffentlicht, die allen Anspruch auf Beachtung haben. Man könnte vergessen, heißt es hier, daß man sich im Wasser befindet, wären nicht die zahllosen Fische, die aus allen Richtungen heranschwimmen und sich neugierig dem Zylinder nähern. Die Neugierde ist so groß, daß sich die Fische nicht scheuen, das Kristallglas des Fensters, hinter dem die Augen des Beschauers verborgen sind, mit dem Maul zu berühren. Die Verschiedenheit der mannigfachen Seebewohner bietet ein buntscheckiges Bild des Unterseelebens, in dem der „Octopus vulgaris" der Riesenkraake, der im Mittelländischen Meer ziemlich häufig ist, durch seine Form und seine Fangarme besonders hervorragt. Schließlich tritt man in das Reich der tiefsten Nacht ein. Die Gefahrzone ist damit erreicht. Die Wände des Zylinders sind eiskalt. Trotzdem herrscht im Innern eine erträgliche Temperatur dank der Wärme, die der Sauerstoff des Atmungsapparats erzeugt. Ein Todesschweigen drückt mit bleierner Last, und das Schweigen ist so gewaltig, daß das leise Zischen der Ventile der Maske dem Gehör, das durch die Nervenspannung außerordentlich feinfühlig geworden ist, wie ein Rauschen erscheint.

Plötzlich gibt es eine Überraschung. Die tiefe Nacht wird von leuchtenden Punkten erhellt, die im blitzschnellen Wechsel von Farben und Formen erscheinen, um ebenso schnell wieder zu verschwinden: Es sind die leuchtenden Fische. Die Lichtausstrahlung folgt bei einigen der Körperlinie oder entströmt dem Maul, bei anderen wieder bildet der Schwanz die Lichtquelle. Tausende von phosphoreszierenden Lebewesen ballen sich hier und da zu Haufen zusammen und erwecken den Eindruck eines breiten, schwach erhellten Streifens: Es ist die Milchstraße dieses unterseeischen Sternensystems. Gelegentlich erlischt ein Licht im Kampf um die Existenz, von einem anderen Licht ausgelöscht. Der Beobachter im Zylinder richtet die Leuchtstrahlen der mächtigen elektrischen Scheinwerfer auf die Bewohner der Untiefe. Dann verblassen in der erleuchteten Zone die bleichen Lichter, und es erscheinen die Formen der Fische, die unbeweglich bleiben, vom Licht der Reflektoren geblendet und gelähmt. In der großen Meerestiefe nimmt das elektrisch durchleuchtete Wasser die Farbe eines eigenartigen hellen Blau an, während seine Durchsichtigkeit und Reinheit so gesteigert wird, daß man Schatten unterscheiden kann, die sich in einer Entfernung von fünfzig Metern bewegen.

Die Kälte ist inzwischen so schneidend, der Druck des Wassers so gewaltig geworden, daß es nicht ratsam erscheint, den Aufenthalt in der Tiefe zu verlängern. Der Beobachter gibt deshalb das Signal zum Aufstieg. Langsam entschwindet dem Auge des Aufsteigenden das Firmament der Abgrundstiefe, und das Licht von oben nimmt mehr und mehr zu, bis der Beobachter aus der blauen, wunderbar opalisierenden Tiefe zur Tageshelle empor steigt und aufatmend an Bord des Schiffes gelangt.



□□ Bunte Chronik □□



* **Wie heiß ist flüssige Lava?** Wie hoch die Temperatur der aus einem feuerspeienden Berge ausströmenden Lava im allgemeinen ist, davon kann man sich keinen Begriff machen. Vielleicht denkt man dabei an den Wärmegrad von kochendem Wasser, das ist aber noch weit von Wirklichkeit. Genaue Temperaturmessungen der Lava zu machen, ist mit außergewöhnlichen Schwierigkeiten verknüpft. Dem Italiener Adolfo Bartoli ist es jetzt gelungen, diese Schwierigkeiten zu überwinden. Er hat, um seiner Sache sicher zu sein, die Lavawärme auf zwei verschiedene Arten gemessen, die in ihrem Endresultate übereinstimmten. Nach diesen Feststellungen beträgt die Temperatur der Lava in dem Augenblicke, da sie aus dem Krater hervortritt, 980 bis 1080 Grad Celsius. Bei solch gewaltiger Temperatur können die alles zerstörenden Auswirkungen der Lava nicht überraschen.

□□ Lustige Rundschau □□



* **Kindermund.** Anni sitzt auf Mutters Schoß. Der Vater kommt hinzu und sagt scherzend: „Weg hier, das ist meine Frau!" Darauf Anni: „Es ist doch aber meine Mutter.' Der Vater meint nun, Frau sei mehr als Mutter. Da sagt Anni: „Deine Frau war es doch nicht immer, aber meine Mutter war es immer."

*

* **Abfuhr.** Student: „Sie haben mich beleidigt, mein Herr. Ich fordere Sie hiermit auf Pistolen, mein Name ist Förster." — Herr: „Da lösen Sie man erst 'ne Jagdkarte, bevor Sie auf mich schießen wollen, mein Name ist Hase."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.